

Wissen ist Macht

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 22

Mittwoch den 3. Juni 1914

3. Jahrgang

Wie liest man das „Kapital“?

II.

Die Arbeit ist ein zwieschlächtig Wesen. Sie ist eine Freude, eine wahrhaftige und große Freude. Denn sie schafft so große, so schöne, so nützliche Dinge, in ihr tut sich die Schöpferkraft des Menschen kund, die tausendfältige Dinge schafft, die uns zum Gebrauch dienen. Wenn man seine sechs Arbeitstage hinter sich hat wie der Schöpfer zur Paradieseszeit und sieht dann alle die geschaffenen Gebrauchswerte fertig daliegen, wäre man versucht, wie er zu sagen: „Und siehe, es war gut.“

Aber leider tritt der andere, der Kapitalist, dazwischen und meint: Gut oder nicht gut, Gebrauchswert oder nicht — ich will daran verdienen, mein Kapital muß sich verwerthen. Der Arbeitsprozeß ist ihm in erster Linie Verwertungsprozeß. Was dem Kapitalisten Verwertung, das ist vom Standpunkt des Arbeiters leidigerweise Ausbeutung.

Der erste Punkt des fünften Kapitels erzählt von der Arbeit als Schöpferin der Gebrauchswerte, von der Freude der Arbeit, der zweite Punkt von der Arbeit als Ausbeutung, von dem Leide des Arbeiters, das sich freilich als Mehrwert zur Freude des Kapitalisten gestaltet. Das fünfte Kapitel handelt von Freude und Leid des Arbeiters im Umgang mit seinem Liebhaber, dem Kapitalisten.

Das sechste Kapitel stellt dem Arbeiter seine täglichen stummen Gefährten vor, die Werkzeuge und Rohstoffe. Vom Bauern sagt man, daß sein Pflug sein bester Freund sei. Sünde diese Dinge des Arbeiters Freund oder Feind? Es scheint, daß sie als seine Helfer seine Freunde sein müßten, aber der Kapitalist macht sie zu seinen Feinden. Wie ist das geworden? Oft haben die Arbeiter in Verzweiflung die Maschine zerstört, nicht selten lieben die Arbeiter die Maschinen, an denen sie arbeiten, hegen sie sorgfältig und verwachsen miteinander wie der Jäger mit seinem Hunde. Wie stellt sich der Arbeiter zu seinen schweigenden, toten und doch so starken eisernen Gefährten?

Sie sind mit ihm zusammen in die Fabrik gesperrt, in das Werkhaus des Kapitals und dienen nun beide seiner Verwertung. Beide opfern sich allmählich diesem fremden Zwecke, sterben allmählich für ihn dahin und ihr Wert geht ein in den Profit wie die Seele der Frommen in das Himmelreich. Beide sind dabei bloße Teile des Kapitals geworden, die Stoffe der konstante, die Arbeitskraft der variable Kapitalteil (sechstes Kapitel), die hinsterben, um im Produktwerte wieder aufzuerstehen. Eben dieses Hinsterben in täglichen Raten ist die Ausbeutung, und das siebente Kapitel beginnt damit, den Grad dieser Ausbeutung zu messen. Auf Seite 164 bis 180 ist der Grad der Ausbeutung errechnet. Das siebente Kapitel fordert viel Mathematik und ist schwierig. Der Leser wird beim ersten Lesen nur die Hauptsache behalten und begnüge sich zunächst damit, das folgende wird das Gelesene erst ganz klar machen, man kehrt also am Schlusse des achten Kapitels wieder auf das siebente zurück.

Beim achten Kapitel, das den Arbeitstag behandelt, steht der Arbeiter wieder mitten auf dem gewerkschaftlichen Boden. Der englische Töpfer, der Grobschmied, die Putzmacherin aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts treten auf und erzählen das Lied des endlos ausgedehnten Arbeitstages.

Der Kampf der englischen Arbeiterklasse um dessen Verkürzung, die englische Fabrikgesetzgebung von 1833 bis 1861 und der erste große Sieg des Gewerkschaftskampfes, die Eringung des englischen Fehnstundengesetzes werden erzählt. Der schrankenlosen Ausdehnung des Arbeitstages ist die erste Grenze gesetzt.

Mit diesem achten Kapitel ist der erste Höhepunkt von dem gewerkschaftlichen Leser beschritten. Hier halte er Pause und suche er Sammlung. Von hier kehre er, wenn er die Zeit hat, wieder zum Anfang zurück und lese noch einmal in gleicher Weise.

Die griechische Sage erzählt von einem verbrecherischen Herbergswirt, der die eingehenden Gäste auf die gräßlichste Weise umzubringen pflegte. Kurzgewachsene legte er in ein langes Bett und streckte sie zu Tode, Langgewachsene in ein kurzes und hackte ihnen Kopf und Beine ab, daß sie in das Bett paßten. So bestrafte Prokrustes seine Gäste dafür, daß sie nicht normal gewachsen seien. Auch der Kapitalismus hat zwei Methoden der Ausbeutung: die Verlängerung des Arbeitstages und seine Verdichtung durch intensivere Arbeit, durch Steigerung ihrer Produktivkraft. Der vierte Abschnitt (Kapitel 12 bis 13) führt uns in die innerste Geheimkammer des Kapitals ein, er ist der allerwichtigste des ganzen Buches von dem vorliegenden Standpunkt aus, er gibt zugleich die ganze geschichtliche Entwicklung des Arbeitsverhältnisses von der Gesellenzeit bis in unsere Tage und die Geheimgeschichte der Industrialisierung die große Fundgrube gewerkschaftlicher Erkenntnis.

Wieder liegt die bittere Schale herum, die systematische Darstellung des Begriffes des relativen Mehrwerts geht im zehnten Kapitel voran. Doch wird sie keine großen Schwierigkeiten mehr bieten.

War bisher der Arbeiter bloß als einzelner betrachtet worden, so wird nun gezeigt, wie der Haupthebel der Ausbeutung in der Häufung von Arbeitern, in der Vergesellschaftung der Arbeitskraft liegt. Die Arbeitskräfte werden zunächst in großer Zahl nebeneinandergestellt (Kooperation, 11. Kapitel), dann wird die Arbeit systematisch unter sie verteilt (Teilung der Arbeit, 12. Kapitel) und der einzelne Teilarbeiter zur bloßen Maschine degradiert, um endlich durch Maschinen ersetzt zu werden (Kapitel 13: Maschinerie und große Industrie). Nun ist der Helfer und Freund des Arbeiters, die Maschine, zu einem Feind und Beherrscher geworden. Das Fabrikssystem revolutioniert Manufaktur, Handwerk und Heimarbeit und damit die ganze bisherige Gesellschaft, auch die Landwirtschaft. Es schafft die modernen Gesellschaftsklassen, erzeugt und nährt ihre Klassenkämpfe.

Es steigert so die kapitalistische Ausbeutung bis auf ihren höchsten Punkt, vergesellschaftet aber zugleich die Arbeitskräfte wie die Arbeitsmittel und bereitet die neue Gesellschaft vor.

Mit diesem Abschnitt ist der zweite Höhepunkt erklommen, er eröffnet dem Arbeiter in der Werkstätte vollen Einblick in seine Lage im Produktionsprozeß. Der folgende fünfte Abschnitt (Kapitel 14 bis 16) faßt die gewonnenen Ergebnisse theoretisch zusammen und verarbeitet sie begrifflich, der Arbeiterleser wird sie zunächst am besten überschlagen und mit dem sechsten „Der Arbeitslohn“ wieder zur Praxis zurückkehren und sich über die Funktion des Zeitlohns und Stücklohns sowie die Verschiedenheit der Arbeitslöhne von Land zu Land unterrichten. Damit schließen Teile des Werkes von elementarem gewerkschaftlichem Interesse.

Von jetzt ab ist die höchste und letzte Stufe zu ersteigen. Bisher sahen wir zu, wie der Mehrwert durch Verlängerung und Verdichtung des Arbeitsprozesses gewonnen wird. Nunmehr gilt es zu erfahren, wie der schon gewonnene Mehrwert neuerdings in die Produktion geworfen, wieder zu Kapital gemacht und durch diese Kapitalsanhäufung (Akkumulation) zugleich die Arbeiterhäufung in den Fabriken beschleunigt wird, wie dieser moderne Akkumulationsprozeß — die direkte Fortsetzung der ursprünglichen Akkumulation im Wege nackter Gewalt und Betrügerei — die menschliche Gesellschaft von innen heraus umwälzt und zugleich neugestaltet, durch immerwährende Krisen stört und aufwühlt, durch periodische Hochkonjunkturen wieder beunruhigt und emporreißt und wie in diesem Strudel unablässigen Wandels die kapitalistische Anarchie aus sich selbst die Notwendigkeit und die Mittel zur Sozialisierung der Produktion gebiert. Hat der Arbeiter auch diesen Teil des Werkes in sich aufgenommen, so ist aus dem Nurgewerkschafter der politisch denkende Sozialist, der Sozialdemokrat geworden.

So weit unsere Anweisung zur Lektüre, die zugleich einen schwachen Begriff von dem Inhalt des Werkes und von seiner unmittelbaren Wichtigkeit für den kämpfenden Arbeiter geben soll. Es schöpft aus des Lebens Wägen, aus des Lebens Quellen und darum schöpfen wir aus ihm den Trank des Lebens, der uns wie der Zaubertrank der Sage mit einem Male alle Dinge um uns verstehen lehrt: Es beginnen Maschinen und Rohstoffe, Natur- und Menschenkräfte, gesellschaftliche Einrichtungen und Mächte auf einmal zu uns in verständlicher Sprache zu reden und verkünden uns das Leiden und Streben, die Erniedrigung und den unausbleiblichen Triumph der arbeitenden Klassen.

Abwehrfermente.

Die neuere biologische Forschung hat erwiesen, weshalb weitgehender Veränderung die von uns aufgenommenen Nahrungsmittel in den Verdauungsorganen unterworfen werden, ehe sie in das Blut übergehen und durch dieses den Organen zur Ernährung zugeführt werden. Die Stoffe werden, wie man sich ausdrückt, abgebaut, d. h. die höher zusammengesetzten Eiweißstoffe, Zuckerverbindungen usw. werden zunächst in ihre einfachsten Bausteine zerlegt; erst dann können sie vom Körper wieder zu „körpereigenen“ komplizierteren Verbindungen aufgebaut werden. Bringt man die Nahrungsstoffe direkt ins Blut, so empfindet der Organismus sie als „blutfremd“; er weiß nichts mit ihnen anzufangen und scheidet sie ungenutzt durch den Urin wieder aus. Gleichzeitig entsendet er aber auch gewisse Stoffe oder Fermente ins Blut, die sonst nicht darin enthalten sind, um den Eindringling auch dort zu zerlegen oder abzubauen. Abderhalden, dessen Forschungen wir hauptsächlich die Kenntnis dieser Vorgänge verdanken, hat diese Fermente, da sie der Abwehr eines blutfremden und daher dem Organismus an dieser Stelle schädlichen Körpers dienen, **Abwehrfermente** genannt.

Es liegt also auf der Hand, daß man aus der Anwesenheit gewisser Fermente im Blut nachweisen kann, ob und welche fremde Stoffe ins Blut eingedrungen sind. Man hat beispielsweise gefunden, daß das Blut von Tieren, denen man Rohrzucker oder Milchzucker in die Adern gespritzt hatte, dadurch die Fähigkeit erlangte, auch außerhalb des Körpers Rohr- oder Milchzucker in Traubenzucker (einfachen Zucker) zu zerlegen.

Nun empfindet aber das Blut nicht nur fremde unangebaute Stoffe als blutfremd, sondern ebenso auch die unangebauten Zellen und Zellstoffe seiner eigenen Organe. Gelangen also, wie dies bei Krankheitsprozessen häufig der Fall ist, Gewebstrümmer irgend eines Organes ins Blut, so muß das Blut Abwehrfermente bilden, um diese zwar körpereigenen aber doch blutfremden Stoffe zu verdauen. Und nun haben die Forschungen die eigentümliche Tatsache ergeben, daß jedes Organ unseres Körpers eine besondere Eiweißzusammensetzung bietet, sodaß also für jedes auch besondere Abwehrfermente gebildet werden müssen. Wir müssen also auch hier aus der spezifischen Eigenschaft des im Blut vorgeschundenen Abwehrferments einen Schluß auf die Natur des schädigenden Körpers ziehen können. Mit anderen Worten: es liegt bei gewissen Krankheiten prinzipiell die Möglichkeit vor, aus der Beschaffenheit des Blutes die Eigenschaft der Krankheit zu erkennen. Damit eröffnen sich aber höchst wichtige medizinische Perspektiven.

Die Anwendung der Abderhaldenschen Fermentmethode besteht darin, daß man das zu prüfende Blutserum mit Stücken von dem in Frage kommenden Organ (tuberkulöses Gewebe, Mutterkuchen) in eine Lösung bringt, die in einer durchlässigen Tierhaut in ein Gefäß mit destilliertem Wasser gehängt wird. Sobald ein Abbau stattfindet, treten die verdauten Produkte durch die Tierhaut hindurch und sind dann in dem Wasser durch eine Färbereaktion nachweisbar. Das Verfahren ist sehr subtil. Sein erstes Anwendungs-

gebiet war der Schwangerschaftsnachweis. Während der Schwangerschaft treten blutfremde, aus dem Mutterkuchen stammende Stoffe in das Blut, das dagegen Abwehrfermente zu bilden gezwungen ist. Das Blut von Schwangeren wirkt also abbauend auf Mutterkuchensubstanz und zwar hat sich gezeigt, daß das Blut von schwangeren Frauen auch tierischen Mutterkuchen abzubauen vermag. Abderhalden hat daraufhin in einer großen Zahl von Fällen eine bestehende Schwangerschaft bereits in den ersten Wochen, wo noch alle anderen Anzeichen fehlten, nachzuweisen vermocht und seine Angaben sind von anderen Untersuchern fast durchweg bestätigt worden. Der Methode kann auch unter Umständen ein juristischer Wert zukommen.

Man hat ferner noch die Fermentmethode bei Krebs, Tuberkulose und Basedowscher Krankheit angewandt. In den beiden ersten Fällen, wo man also prüfte, ob dem Blute abbauende Fähigkeit gegenüber dem Krebsweiß oder dem Eiweiß der Tuberkelbazillen eigen ist, sind die Resultate weniger günstig. Dagegen ist die Feststellung von Schilddrüseneweiß bei der Basedowschen Krankheit öfters geglückt.

Ein besonderes Anwendungsgebiet bietet noch die Psychiatrie. Hier haben die Ergebnisse eigenartige Aufschlüsse gebracht. In Fällen jugendlicher Verblöbung konnte beispielsweise festgestellt werden, daß das Blut solcher Patienten nicht nur Hirnrinde, sondern auch Schilddrüse und Keimdrüse abbaut. Die große Bedeutung, die die beiden letztgenannten Drüsen resp. ihre Ausscheidungsprodukte für die normale geistige Funktion haben, wurde damit wieder bestätigt. Auch bei Paralyse und Epilepsie fand Abbau von Hirnrinde statt.

Obwohl die Akten über die Abderhaldensche Untersuchungsmethode heute noch nicht geschlossen sind, kann doch bereits gesagt werden, daß wir es hier mit einer höchst eigenartigen Erweiterung der biologisch-medizinischen Forschung zu tun haben.

Wie dick sind die Wolken?

Wenn aus den Wolken der Regen unaufhörlich herabprasselt und in richtigen Schichten den Erdboden bedeckt, so meint man, es wäre unmöglich, daß soviel Raß aus den lustigen Gebilden herauskommen könne, die wir die Wolken nennen. Das kommt daher, weil man die Masse des gefallen Regens meist zu überschätzen geneigt ist, während man unterschätzt, wieviel Feuchtigkeit in Luftschichten von mehreren hundert Metern Mächtigkeit enthalten sein kann. Die Dicke der Wolkenschichten ist daher von besonderem Interesse. Hauptsächlich die Beobachtungen bei Ballonfahrten könnten darüber Aufschluß geben. Wir finden das Material darüber in dem großen vorzüglichen „Lehrbuche der Meteorologie“ von Prof. Julius Hann (das jetzt bei Lauchnitz in Leipzig in dritter Auflage neu erscheint) zusammengetragen, dem wir in der Darstellung folgen. „Bei der Ballonfahrt von Barral und Dixio am 27. Juli 1850 wurde eine Wolkenschicht durchkreuzt, die größtenteils aus unterkühlten Tröpfchen bestand und mehr als 5 Kilometer Dicke besaß. Die neueren Wolkenmessungen haben dergleichen ergeben, daß die senkrechte Mächtigkeit der Cumuluswolken (das sind Haufenwolken, deren Gipfel die Form ein Knäuel hat, während die untere Begrenzung wagenrecht flach ist) mehrere Kilometer erreichen kann. Die Berliner Ballonfahrten haben einige sehr bemerkenswerte Erfahrungen geliefert. Die Hochfahrt vom 8. Mai 1894 ging zuerst in der Höhe von 1750 bis 5000 Meter durch eine Schneewolke, dann setzte sich dieselbe als Eiskristallwolke bis 5,7 Kilometer fort, der noch ein Eisnebel bis zur Höhe von 7750 Meter folgte. Diese Wolkenlager waren also etwa 6 Kilometer mächtig. Auch bei der Fahrt vom 14. März 1893 wurde eine Eisnebelwolke von nahezu 5 Kilometer Mächtigkeit durchfahren. Die Potsdamer Wolkenmessungen haben Dicken von 50 bis über 4600 Meter ergeben; sie sind auch getrennt für die einzelnen Wolkenarten registriert. Die dicksten Wolken waren da die Platzregenwolken.

Der ausgezeichnete Wolkenforscher El. Rey gibt an, daß er im Winter bei kaltem Wetter nicht selten leichte Schneehäuser habe fallen sehen als Wolken in etwa 800 Meter Höhe und nur 120 Meter Dicke. Auch leichter Regen kann aus solchen Wolken fallen, namentlich über dem Meere. Im Winter sind Regenwolken von mehr als 3 Kilometer Dicke äußerst selten, aber im Sommer hat Rey solche oft messen können und selbst noch mächtigere. Im Sommer sah er eine Gewitterwolke, deren unterste Fläche 300 Meter über den Gipfel des Mont Blanc sich befand, während die Scheitel derselben sich 4800 Meter darüber erhoben. Am 13. August

1857 konnte Ley die Dide einiger Hagelwolken messen; die Unterflache war etwa 1000 Meter über der Erde und die senkrechtste Mächtigkeit betrug 7600 Meter. Aber selbst diese Dide wurde im Sommer 1872 durch zahlreiche Gewitterwolken erheblich übertroffen, am 3. September 1867 und 4. August 1878 betrug deren Mächtigkeit 9700 Meter. Die Mehrzahl dieser Wolkenmassen von enormer Dide lieferten schweren Hagel, doch einige derselben auch nur Regen. Messungen der Wolkenhöhen in den Tropen, meint Ley, würden noch erstaunlichere Ergebnisse liefern. Die Gipfel oder höchsten Schichten der Regentwolken erreichen im Winter wie im Sommer die Cirrusregion, doch liegt diese im Sommer viel höher. Die Scheitel der enorm mächtigen Gewitterwolken, die eben genannt wurden, kann man selbst die Cirren durchbrechen und deren Niveau um einige tausend Fuß überschreiten sehen.

G. W. Clayden hat sich bemüht, die Dide der Regentwolken nach einer einfachen Methode zu bestimmen und die Abhängigkeit des Charakters der Niederschläge von der Dide der Wolken festzustellen. Er kam zu dem Ergebnis, daß die Größe der Regentropfen und die Intensität der Niederschläge von der Dide der Regentwolken abhängt. Wolken, deren Mächtigkeit geringer als 600 Meter ist, liefern selten Niederschläge, oder ihr Regen ist sehr leicht. Bei einer Dide von 600 bis 1200 Meter ist die Größe der Tropfen mäßig. Wenn die Dide größer wird, wächst auch die Größe der Tropfen und gleichzeitig wird ihre Temperatur niedriger, bis sie Hagel fallen lassen kann — wenn die Dide 1800 Meter überschreitet und bis 3100 Meter erreicht.

Wolken von so großer Mächtigkeit können sich natürlich nur in aufsteigenden Luftmassen bilden, sei es in den großen atmosphärischen Wirbeln oder bei lokalen Störungen des Gleichgewichts, wie bei den meisten Sommergewittern.

Die Dide der Wolken ist also, wie wir hieraus ersehen, beschränkt. Das ist an sich ja selbstverständlich, denn die für die Witterung wichtigen Luftschichten beschränken sich auf die zehn untersten Kilometer, reichen jedenfalls über zehn oder 15 Kilometer nicht hinaus. Größere Mächtigkeit werden wir daher bei den Wolken nie feststellen. Wolkenhöhen von 10 Kilometer Dide sind jedenfalls schon die dicksten und kommen selten vor.

Der Sport, ein Jungbrunnen?

Von Anton Hendrich.

Die Menschen glauben eher an Hexerei und Zauber als an die natürlichen Wunder der Erde; und doch gibt es Hunderte von wirklichen Jungbrunnen. Nur ist es nicht so einfach, wie auf dem Bild des alten Martin Behaim, wo die gichtigen Männlein und wackeligen Weiblein links in das große Badebecken hineinsteigen und rechts als unternehmungslustige Gesellen und flügge Fräulein wieder herauskommen. So rasch und so gründlich geht es nicht. Aber daß es aus den tiefsten körperlichen, geistigen und seelischen Erniedrigungen heraus immer wieder eine Erneuerungsmöglichkeit und einen Aufschwung gibt, immer wieder ein Neuerblühen und Wiederaufsteigen, das macht das große Glück jener Erdenbewohner aus, welche als geborene und gelernte Optimisten den Glauben an die Unbesiegbarkheit der tiefsten Quellen aller Kraft wie ein einfaches Lebensgeheimnis mit sich tragen. Für sie wird es auch nach dem härtesten Winter Frühling, wenn sie nur über den eisigen Feldern wieder die allererste Lerche jubeln hören; nach dem schwersten Krankenlager gibt es für sie immer wieder ein Auserstehen; und der einmalige Irrtum, wo auch sie sich nicht mehr erheben, verschwindet für sie vor den Hunderten von Malen, wo sie recht hatten gegenüber allem Kleinglauben. Der Rhythmus des Ab und Auf, wo auch das tiefste Wellental wieder zur sonnenbestrahlten Schaumkrone wird, der hält die ganze Schöpfung im innigsten Segentakt zusammen.

So ist der Optimismus der schönste und am leichtesten erreichbare Jungbrunnen der Welt, und seine Hauptweisheit besteht in dem Glauben, daß das ganze Universum auf „Ja“ eingestellt ist. Alles was „Nein“ und Irrtum und Fehle scheint, kann ein Weg zum Vorwärts und Aufwärts werden, wenn man in der verächtlichen Richtung nur mutig und gelassen geht bis zum Augenblick, wo der Weg den großen Bogen macht, was oft viel früher eintritt, als man es glaubt, hoffen zu dürfen. Die Welt ist in all ihrem

Dunkel voll von heimlichem Leuchten und es ist ein schönes Symbol, daß die ungeschene und stärkste Strahlenkraft der Schöpfung, das Radium, in — Pechüberresten entdeckt wurde.

Solch ein Jungbrunnen ist auch der Sport!

Damit aber ja nichts fehle, so haben, wie überall, wo es aufwärts gehen will, auch richtig ein paar „Teufel“ dabei ihre Hände im Spiel. Das scheint in der Natur aller Entwicklung begründet zu liegen, daß es dem Guten möglichst sauer gemacht wird, sich durchzusetzen. So fehlt es denn auch im Sport selbst nicht an Tendenzen, die die frischen Kessel im Garten des Sports von innen heraus anfressen und aushöhlen wollen. Der Kilometerhunger, die Rekordjägererei und die Publikationsfucht; die purpurroten Köpfe der Damen, denen auf dem Tennisplatz soeben ein gutplacierter „backhander“ vorbeigelungen ist, das schadenfrohe Zucken um die Mundwinkel, wenn der Partnerin fünf Minuten später dasselbe passiert; die edle Entrüstung eines vermeintlichen Siegers, der um einer sehr zweifelhaften Zehntelsekunde willen Protest wegen seiner Placierung einreicht; alles das und vieles andere, von dem noch in späteren Kapiteln die Rede sein wird, das sind die „Teufel“, an denen auch im Sport kein Mangel ist.

Was wir dem jungen Sport wirklich zu danken haben, das ist, daß er uns nach Jahrzehnten der geistigen und körperlichen Verstaubung hinauslockte auf Wiesen und Matten, auf Flüsse und Seen, in Berge und Wälder, in die Eiswirrnisse der Gletscher und auf die samtenen Weiten der Schneefelder. Wir wollen es ihm danken, daß er uns nach den großen technischen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte zu den eisernen Wundertieren der Schnelligkeit, die nun über die Erde, unter den Meereswellen und in der Luft dahinsausen, das größte Wunder der Schöpfung wieder hat entdecken lassen, den Menschenkörper, mit seinen Tausenden immer noch nicht zum Patent angemeldeten märchenhaft fein und sicher arbeitenden Apparaten des Herzens, des Gehirns, der Muskeln und der Blutbahnen.

Nun gilt es, gleich das eine laut und deutlich zu sagen: Der Sport wird immer nur das sein, was der Mensch daraus macht. Wir stehen aber in Gefahr, den Sport durch übertriebene Agitation und Organisation und durch eine Ueberschätzung seiner Bedeutung zu entseelen und ihn so anstatt zu einer Ausruhe von der Hast und Hege der Berufsarbeit zu einem System eines neuen Wettbewerbs zu machen, das in seinen materiellen wie geistigen Folgen von unabsehbarem, kulturellen Schaden sein könnte. Daß man an einem forcierten Sportbetrieb zugrunde gehen muß, das haben nicht nur zahllose Sportisfanatiker, die Leute mit dem starken Biceps und dem schwachen Herzen und die zahllosen, vom Militärdienst zurückgewiesenen Berufsrennfahrer bewiesen, sondern auch ganze Völker. Der Untergang Griechenlands fiel in die Zeit der feinsten Sophisten und besten Ringkämpfer, also der Gehirn- und Muskelathleten. Das nüchterne, sachliche Rom, das dem Sport lässiger gegenüberstand, erhielt sich Jahrhunderte lang als Weltmacht. Der unbefangenste Schreiber der griechischen Geschichte, Thukydides, hat den Fall Griechenlands ganz unverblümt als die Folge der Ehr- und Prunksucht bezeichnet, die sich nicht zum wenigsten in den zahllosen Wettspielen breit machte, zu denen schließlich das ganze öffentliche Leben Griechenlands wurde. Es wäre überhaupt an der Zeit, uns von der großen griechischen Hypnose frei zu machen, die etwas nach dem vergifteten Vergangensehntusiasmus riecht, wie er sich bei manchen Lehrern an humanistischen Gymnasien so häufig findet. Jeder Primaner weiß, daß die griechische Glanzzeit eine bedenklich kurze Periode umfaßte, und in ihrer ganzen schaustellerischen Art an einen stark überspannten Bogen erinnert. Wenn einer der ersten griechischen Philosophen sagen konnte, daß auch die Tugend „ein Feld sei, um darin zu übertreffen, und das höchste Ansehen in der menschlichen Gesellschaft zu erringen“, so erinnern wir uns mit Genugtuung daran, daß viele unserer deutschen Philosophen die Tugend als etwas bezeichnet haben, das nur um seiner selbst willen getan werden dürfe, und ihren Lohn in sich selbst trage. Wenn unkritische Sportisenthusiasten fast mit einer Träne der Nüchternheit im Auge immer wieder darauf hinweisen, daß die Griechen selbst zur Zeit des Einbruchs der Perser die olympischen Spiele nicht fallen ließen, so scheint es uns, daß gerade dieser Umstand ein Zeichen der völligen Befangenheit und hilflosen Verfristung der Griechen im Nummel ihrer nationalen Festspiele war, die bis zu einer Gefährdung der wirklichen nationalen Interessen ging.

Es wäre sicherlich kein Unglück, wenn man überhaupt einmal damit aufhörte, die Berechtigung oder Zweckmäßigkeit des Sports aus der Geschichte zu begründen. Damit ist ebenso wenig bewiesen, wie mit der so beliebten und nachgerade langweiligen Methode, für

alle Behauptungen Goethe als Schwurzeugen zu zitieren. Daß der germanische König Teudobod über zwölf Pferde gesprungen ist, braucht für uns ebenso wenig ein Anlaß zu sein, uns in Zerknirschung als bekandent ihm gegenüber zu fühlen, als der Ausspruch des alternden Goethe, es sei eine Verächtlichkeit, sich durch das Baden im Freien in eine Art Urzustand zurückzuversetzen, ein Beweis dafür ist, daß Goethe in seinen jungen Jahren nicht sehr viel Sinn für eine weise Hygiene und einen vernünftigen Sport gehabt habe. Er sprach aus dem Geist seiner spießbürgerlich angehauchten Zeit des vorigen Jahrhunderts; und was den guten König Teudobod anbetrifft, so war für ihn Sport und das Leben etwas wesentlich anderes als für uns. Ja, es ist sogar sehr fraglich, ob wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts bei einem Vergleich der gesamten Leistungen nicht besser abschneiden, als unsere über Gebühr in einen illusionären Himmel gehobenen Vorfahren. Vor einem Jahrhundert hat Deutschland den Beweis geliefert, daß eine Nation gerade aus einem Zustand körperlichen und geistigen Dämmerns heraus sich zu einer Kräfteleistung von welthistorischer Größe erheben kann; und daß andererseits im Gegensatz zu Griechenland eine sehr hohe, sportliche Entwicklung von einem Volke auch ohne Schäden ertragen werden kann, dafür ist England heute noch ein lebendiges Beispiel.

Woran liegt es also, daß der Sport, der dem einen Volke ein Jungbrunnen ist, dem andern zum Unheil gereichen kann?

Es liegt in der Stellung, die wir dem Sport im öffentlichen Leben einräumen und daran, ob der Giftpfeil des Sports zur rechten Zeit erkannt und gezogen wird. An sich ist der Sport, wie alles, weder gut noch böse; die Menschen machen ihn erst dazu. Deshalb wird in der Hand des Vollmenschen der Sport zum Segen, weil der Mensch ihn formt und färbt, anstatt sich in allzu großem Entgegenkommen gegenüber der materialistischen Geschichtsauffassung von der modernen Sportsbewegung formen und färben zu lassen. Der Mensch soll Sport treiben, nicht der Sport den Menschen.

Was wir lassen müssen, das sind die gedankentiefen Wienen, die grimmiigen Posen und die tiefersten Gesichter. Dafür sollen wir uns wappnen mit der Unbesiegligkeit eines leichten Sinnes, der nicht Leichtsinne sein soll, sondern für den Deutschen nur das bedeutet, was Bismarck nicht mit Unrecht die uns „fehlende halbe Flasche Selt“ nannte. Dem Sport soll immer noch so viel Charakter des Spiels innewohnen, daß er uns nicht Kräfte entziehen kann, die wir im Beruf besser brauchen könnten. Es fehlt wirklich im alltäglichen Leben nicht dermaßen an Elementen des Wettkampfes, daß wir dieselben künstlich in die Stunden einer spielerischen Erholung und Stärkung verpflanzen brauchen. So wie man sich beim Sport übertrainieren kann, und dann beim eigentlichen Kampfsport unfähig ist, so ist es nicht unmöglich, daß eine Nation durch allzu gewaltsame, geräuschvolle Erziehung zur Kriegsbereitschaft für den Ernstfall sich unlüchtig macht. Im Ernstfall schlägt der Geist und das große Herz die schweren Schlachten und nicht ein lange vorhergegangenes Schlachten spielen; die Bereitschaft zur Tat drückt sich nicht aus in einem chronischen Spannungszustand, sondern weit eher in einer Stellung, in der alle Muskeln entspannt, einer gewaltigen Höchstleistung aus einem Stadium gleichgiltig erscheinender Ruhe heraus fähig ist.

Der Sport, der Fähigkeiten entwickelt, ist der spielerische Wettkampf, der, mit Fröhlichkeit und mit Mäßen betrieben, den Menschen auf der Auerbank des Bootes, im Bergstiefel und im Fußballschuh immer wieder der Erde und ihren Lüften und Dürsten näher bringt und so dem ewigen Antäus immer aufs neue die Kräfte und Säfte verleiht, die ihn im ernsten, wirklichen Leben innerhalb seines Berufs und innerhalb seiner Familie zum ganzen Manne machen.

Und dieser Sport allein ist ein Jungbrunnen.

Aus unserer Sammelmappe.

Richard Wagners Werke in billigen Ausgaben. Durch das Freiwerden von Wagners Schriften ist nun die Möglichkeit gegeben, die Texte seiner Musikdramen auch in der billigen Ausgabe der Universal-Bibliothek zu erhalten. „Parsifal“, „Tristan“, „Die Meisterlieder“, „Lohengrin“, „Tannhäuser“ und „Der fliegende Holländer“ liegen schon in den allbekanntesten gelbrotten Büchlein, „Rienzi“ und die Texte zum „Ring der Nibelungen“ werden in kurzem erscheinen. Die Ausgaben bringen den Text vollständig und getreu, von dem Musikschriststeller Georg Rich. Kruse heraus-

gegeben und mit ausführlichen Einleitungen versehen, die allerhand Interessantes über die Entstehung der Werke mitteilen. Dem „Parsifal“-Buch wurde Wagners Bildnis mitgegeben, außerdem des Meisters eigener Bericht über die erste Bayreuther Aufführung, der uns sagt, wie er sein Bühnenweih-Festspiel dargestellt wissen will. Das „Tannhäuser“-Buch enthält die Dichtung in der ursprünglichen Fassung und in der 1861 geschaffenen Pariser Bearbeitung. Von den „Meisterliedern“ wird auch der interessante erste Entwurf der Dichtung mitgeteilt. Die Wagner-Texte erschienen als Band 70-75 der Opernbücher der Universal-Bibliothek. Es ist vielen Theaterbesuchern noch nicht bekannt, daß in der Universal-Bibliothek Textbücher enthalten sind, die neben dem Vorzug des geringen Preises (20 Pfg. jeder Band) den weitem großen haben, daß sie nicht wie andre Ausgaben nur die Gesangstexte enthalten, sondern den vollständigen Wortlaut der Gesänge und Dialoge, die vollständige Inszenierung, und die bei den Aufführungen üblichen Striche in Klammern. Ferner sind jedem Bande geschichtliche Notizen über die Entstehung des Werkes, eine Charakteristik der Oper und ihrer einzelnen Partien, biographische Notizen über Komponisten, Textdichter und Uebersetzer beigelegt. Auch die Erläuterungen zu Wagners Tondramen von Max Chop (11 Bände, geheftet je 20 Pfg., zusammengebunden in Leinen 3 Mk., in Leder 4,50 Mk.) sind bei dieser Gelegenheit zu erwähnen. Chop analysiert Wagners Musikdramen musikalisch, geschichtlich und szenisch, bringt reichlich und in glücklicher Auswahl Notenbeispiele und bewältigt durch seine hervorragende Beherrschung des Stoffes wie durch seine Gabe wirklich volkstümlicher, allgemeinverständlicher Darstellung die schwierige Aufgabe, Wagners Werke den weitem Kreisen des musikalisch interessierten Publikums nahezubringen, in glänzender Weise. Eine billige Wagner-Ausgabe wird auch von einem Parteiverlag herausgebracht: „Parsifal“, ein Bühnenweihfestspiel von Richard Wagner, mit einer Einführung von Max Denk, 92 Seiten broschiert 50 Pfg., ist in München bei G. Birk u. Co. m. b. H. erschienen. Der schön ausgestattete Text zum „Parsifal“ wird sich, der ausführlichen Erläuterung des Stoffes sowie des überaus billigen Preises wegen, gewiß bald überall einführen.

Die Löcher im Firmament. Einer der berühmtesten Astronomen der Gegenwart, Professor Barnard von der Yerkessternwarte, die sich des Besitzes des großen Fernrohres erfreut, hat im Astrophysikalischen Journal eine Untersuchung über eine besonders eigentümliche Erscheinung am Fixsternhimmel veröffentlicht. An manchen Stellen in Nebeln und Sternhaufen werden hier und da Flecken bemerkbar, die sich durch völlige Dunkelheit scharf von der Umgebung abzeichnen. Die Himmelsbeobachtung hat eine große Zahl solcher Löcher am Firmament nachgewiesen, und Professor Barnard selbst legt das Versprechen ab, in nächster Zeit ein vollständiges Verzeichnis dafür anzulegen. Vorläufig beschreibt er nur zwei Beispiele, deren eines in der Sternwolke des Bogenschützen, das zweite in dem Nebelstreifen südlich des Sterns Rho im Orion gelegen ist. Die Stelle im Bogenschützen ist durch photographische Aufnahmen als ein kleiner Fleck mit scharfen Umrissen nachgewiesen worden, aber eine Aufklärung hat Barnard erst durch die Beobachtung mittels des Fernrohres erreichen können. Er ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Fleck überhaupt nicht ein „Loch“, also einen von Sternen freien Teil des Himmels darstellt, sondern einen mehr oder weniger Undurchsichtigen Himmelskörper. Zu demselben Schluß ist er durch die Beobachtung der anderen dunklen Flächen im Nebelstrom des Orion gelangt, die er gleichfalls als einen dunklen Körper bezeichnet, der den Glanz der Nebelmasse unterbricht. Diese Feststellung ist vielleicht eine der großartigsten Leistungen, die das größte Fernrohr der Welt bisher vollbracht hat. Das dadurch geschaffene Rätsel erklärt Barnard durch die Annahme, daß ein dunklerer Teil des Nebels selbst vor der übrigen Nebelmasse liegt und deren Licht absorbiert. Bedeutende Helligkeitsunterschiede hat schon Isaac Roberts durch seine unvergleichlichen Photographien der Nebel nachgewiesen, worauf sich Barnard nunmehr stützt. Sie mögen dadurch hervorgerufen werden, daß der Nebel uns seinen dichtesten und daher undurchsichtigsten Teil zuwendet. Dunkle Streifen von merkwürdiger Bindung sind auch in einem Sternhaufen des Sternbildes des Einhorn beobachtet worden.